

Der erste Mann in meinem Leben

Adam. Mein kleiner Adam, mein Liebling, mein Leben. All die Jahre, all die Beweise waren nötig, damit ich neu geboren werden konnte und endlich lernte, mich selbst zu akzeptieren. Ich fange ein vollkommen neues Leben als Frau an, wo man in meinem Alter doch oft bereits aufhört, eine zu sein. Eine normale Frau, die zwar kein Leben schenken, wohl aber Leben retten kann. Denn Adam hätte sterben können. Niemand hätte je davon erfahren. Wie durch ein Wunder hat er überlebt.

Im ersten Stock der Kinderhilfsorganisation »Ligue de la Protection de l'Enfance« schnürt es mir die Kehle zu, als mir der süßliche Geruch nach Milch, Zucker, Windeln und Medikamenten in die Nase steigt. Wir sind alle gleich hier. Eine junge, verschleierte Frau spielt lächelnd neben einer Spanierin, die seit Wochen auf das Kind wartet, das man ihr versprochen hat. Ich bin hier, um ein Kind zu adoptieren, ein Mädchen. Und ich habe Glück: Es gibt eines. Ein süßes Baby, dessen Haare sich bereits zu locken beginnen, das einzige Mädchen inmitten von etwa dreißig Jungen, die weinen, quengeln oder auch friedlich schlafen. Sie ist ruhig. Bestimmt hat sie auf mich gewartet. Ich nehme sie auf den Arm. Doch wie kann das sein: Ich empfinde nichts. Woher rührt diese Kälte? Ist es nicht schrecklich ungerecht? Ich habe das Gefühl, dass dieses kleine Mädchen mit den schwarzen Augen nicht mein Kind werden wird. Ich mustere die Säuglinge in

den Wiegen hinter der Glaswand. Ich bin äußerst angespannt, gleich kommt der wichtigste Augenblick in meinem Leben. Meine Mutter, Fatima Oufkir, ist bei mir und hält mir nun ein kleines Bündel mit braunen Haaren und faltiger Haut hin. Sie sagt einfach nur: »Hier, das ist dein Sohn.« Wie kann sie das so voller Überzeugung behaupten? »Ich weiß nicht recht, Mama, das ist doch ein Junge.« – »Ja, genau, das ist dein Sohn«, beharrt sie. Ich nehme das vielleicht zwei Wochen alte und knapp drei Kilo schwere Etwas auf den Arm und spüre sofort tief in meinem Inneren große Freude, in die sich Schmerz und Angst mischen. In ein und demselben Moment empfinde ich, wie weh es tut, nie Mutter sein zu können, und welche Erfüllung Mutterschaft bedeutet.

Adam ist ein Geschenk des Himmels, denn der Himmel selbst hat ihn verschont. Wie die meisten Kinder in diesem Waisenhaus wurde er vermutlich im Krankenhaus von Marrakesch von seiner Mutter zurückgelassen, die zu arm war, um ihn zu ernähren. Später erfahre ich, dass ihn im Juni 2005 eine alte Bettlerin wie ein Paket schmutziger Wäsche unter dem Arm trug, obwohl er noch in den Brutkasten gehört hätte. Er war kurz davor zu ersticken. Die Polizei, die es leider oft mit derartigen Fällen zu tun hat, folgte der Unglückseligen, rettete das Kind, dessen Foto daraufhin in allen Ämtern von Marrakesch ausgehängt wurde, damit seine Mutter ihre Entscheidung noch einmal überdenken konnte. Sie tat es nicht. Im Juli 2005 beschließen Eric und ich, den kleinen Adam, wie ich ihn nennen werde, zu adoptieren. Nach zahlreichen bürokratischen Hürden – eine Adoption wird vom islamischen Recht offiziell nicht gebilligt – erhält er meinen Namen, den Nachnamen meines Vaters, Oufkir. Das ist meine Art, mich an meine Herkunft zu erinnern. Dieser »Baby-Laser«, wie ich ihn scherzhaft nenne, war nötig, damit ich meinen Schmerz hinter mir lassen konnte, damit ich die Mörder vergesse, die mir zwanzig Jahre meines Lebens gestohlen haben und mich für immer als Opfer zeichneten, die mir das Recht nahmen,

das jeder Frau zusteht: das Recht, Kinder zu bekommen. Ich fühlte mich minderwertig. Eines Teils meiner selbst beraubt. Ich litt so sehr darunter, Eric kein Kind schenken zu können, dass wir uns deswegen mehrmals fast getrennt hätten. Ich will kein Opfer mehr sein und der Welt auch keine Botschaft überbringen müssen. Ich will leben, nicht überleben.

Der Weg dahin war nicht leicht. Ich hatte bereits die Vormundschaft für meine Nichte Nawal übernommen, die ich wie eine eigene Tochter liebe und die bei uns in Miami lebt. Doch Nawal hat Eltern. Auf einmal machte es völlig unerwartet klick! Ich hatte Soundous bei einem humanitären Einsatz der französischen Hilfsorganisation *Apotheker ohne Grenzen* kennengelernt, als wir die Wüste im marokkanischen Süden durchquerten; damals setzte sie sich für die Bekämpfung der Augenkrankheit Trachom ein. Seltsamerweise musste es erst so weit kommen, dass meine treue Freundin Soundous im Februar 2005 in einem Pariser Krankenhaus operiert wurde. Leben und Tod liegen oft so nah beieinander. Jede Nacht schlief ich neben ihrem Bett, und sie fing an, über eine mögliche Adoption zu sprechen. Sie war es, die mich allmählich überzeugte, dass der Gedanke daran nicht so abwegig war. Erics Liebe, seine Großzügigkeit und Geduld führten mich ebenfalls zu diesem Kind, das ich noch gar nicht kannte. Zehn Jahre brauchte ich, um mich zu entscheiden, Mutter zu werden. Um zu akzeptieren, dass es auch eine Freiheit gibt, die mir offen steht. Ein Schicksal, das mir allein gehört. Ein unbekanntes Wort kommt mir da über die Lippen: *Freiheit*. Freilich hinterlässt es einen bitteren Geschmack. Ob im Palast Mohammeds V., wo ich eine unberührbare Prinzessin war, oder im Gefängnis, wo ich wie Scheherazade unter den meinen lebte – war ich nicht immer eine Gefangene?

Mauern gibt es überall, die tatsächlichen und die unsichtbaren, vor allem in unseren Köpfen. Als Gefangene zu leben hat jedoch sogar etwas Gutes. Man denkt intensiver nach. Man lernt von der Zeit, die vergeht. Ich beginne jetzt mein

drittes Leben, nach der Gefangenschaft in Marokko und den schmerzhaften Jahren in Frankreich, als ich lernte, in Freiheit zu leben. Jetzt weiß ich, dass nur die Liebe zählt. Die Liebe, die man gibt, die Liebe, die man bekommt. Jetzt habe ich diese schlichte Wahrheit begriffen. Es war an der Zeit.